

Sturm aufs Kapitol: Reaktionen und Einschätzungen

„Die USA sind kein Vorbild mehr“

Heidelberger Historiker über die tiefe Krise der radikalisierten Republikanischen Partei

Heidelberg. Ausgewanderte badische Revolutionäre wie Carl Schurz und Gustav Struve standen im 19. Jahrhundert an der Wiege der Republikanischen Partei. Unter Trump habe sich die „Grand Old Party“ radikalisiert und von einstigen demokratischen Idealen entfernt, sagt Manfred Berg (Foto: Universität Heidelberg), Curt-Engelhorn-Stiftungsprofessor für Amerikanische Geschichte am Historischen Seminar der Uni Heidelberg. Im Gespräch mit unserem Redaktionsmitglied Alexei Markartsev sagt der Experte eine mögliche Spaltung der Republikaner voraus.

BNN-Interview

Der gewaltsame Angriff auf das Herz der US-Demokratie hat Amerika weltweit blamiert. Was sagen Ihnen als Historiker die Ereignisse am Kapitol über die historische Evolution der USA in diesem Jahrhundert?

Berg: Es ist beispiellos, dass ein amtierender US-Präsident zur Mobgewalt gegen Verfassungsorgane aufruft. Das ist ein Tiefpunkt einer langen Geschichte der Polarisierung in den USA. Durch die jüngsten Ereignisse ist ein irreparabler Schaden für das Land entstanden, das früher als Modell einer konsensorientierten Staatsbürgerkultur galt. Es hat sich nach außen als demokratisches Vorbild dargestellt. Das ist nicht länger darstellbar: Die USA sind kein Vorbild mehr.

Vom badischen Revolutionär Carl Schurz, der im 19. Jahrhundert nach seiner Auswanderung nach Amerika zum US-Innenminister wurde, stammt der Satz: „Unser Land, recht oder unrecht. Falls gerecht, gerecht zu halten; falls ungerecht, ins Recht zu setzen.“ Wie weit sind die US-Republikaner heute von diesem hohen Anspruch entfernt?

Berg: Die frühere „Grand Old Party“ von Abraham Lincoln steht schon lange an einem Scheidepunkt. Jetzt muss sie sich aber entscheiden, ob sie zu einer rechts-extremistischen Kraft wird oder zum normalen Konservatismus amerikanischer Prägung zurückkehrt. Manche Republikaner wie Mitt Romney haben sich von Trump distanziert. Aber die republikanische Basis steht hinter dem Präsidenten, der zuletzt zehn Millionen zusätzliche Wahlstimmen mobilisiert hat. Darum wagen es andere Republikaner weiterhin nicht, mit Trump zu brechen.

Carl Schurz hatte einen Grundsatz, „danach zu streben, niemals weder einzelnen Mächtigen noch der großen Menge niedrig zu schmeicheln“. Trump bezog seine Macht aus dem



Die Basis und ihr radikaler Anführer: Aller Kritik zum Trotz halten weite Teile der Republikanischen Partei in den USA zum Präsidenten Donald Trump, den manche Experten nach dem Sturm auf das Kapitol als „Politgangster“ bezeichnen. Foto: Drew Angerer/AFP

Zuspruch einer verbitterten, populistisch umschmeichelten Menge – und hat die USA in eine Krise gestürzt. Ein Lehrstück für alle Nachfolger, wie man es nicht machen soll?

Berg: Im Sinne einer repräsentativen Demokratie war Trump immer eine Gefahr, weil er keine Regeln akzeptiert und einem schrankenlosen Machtstreben huldigt. Er hat das Amt des Präsidenten mehr oder weniger als das eines gewählten Diktators interpretiert. Wer diktatorische und demagogische Absichten verfolgt, kann sich an Trump ein Beispiel nehmen. Denn er hatte viel Erfolg damit. Für mich ist aber völlig klar: Trump muss als ein skrupelloser Politgangster angeklagt werden. Seine Zukunft sollte nicht in seinem Anwesen Mar-a-Lago liegen, sondern in einem Gefängnis.

Ein Teil der besten deutschen Traditionen steckt in dieser Republikanischen Partei, die von Männern wie Schurz oder dem badischen Freiheitshelden Gustav Struve mitgegründet wurde. Gibt es heute bei den Republikanern Lichtgestalten, die die Partei zu ihren ursprünglichen Idealen zurückführen könnten?

Berg: Ich kann sie kaum sehen. Die US-Republikaner sind über Jahrzehnte immer weiter nach rechts gerückt, bis sie



Manfred Berg
Historiker Universität Heidelberg

sich einem rassistisch grundierten Programm verschrieben haben. Die Repräsentanten des gemäßigten Flügels sind schon vor Trump durch den Extremismus der „Tea Party“ marginalisiert worden. Bei den Republikanern gibt es keine liberalen Kräfte mehr. Selbst gemäßigte Strömungen innerhalb der AfD sind heute weniger radikal als große Teile der Republikanischen Partei.

Könnte die Trump-Ära ein heilsamer Schock für die Partei sein, um die gesellschaftliche Mitte zu suchen – oder wird sie eher daran zerbrechen?

Berg: Letzteres ist wahrscheinlicher. Ich glaube nicht, dass es zu einer Katharsis kommt. Die Radikalisierung und Fanatisierung großer Teile der republikanischen Basis ist nicht rückgängig zu

machen. Was wir in Washington mit Schock und Unglauben gesehen haben, ist nicht neu. Diese Milizen geistern schon lange durch Amerika und sind eine Gefahr für die politische Stabilität. Und in der Führung der Republikaner gibt es Politiker, die trotz dieses Putschversuches versuchen, die Lüge vom Wahlbetrug aufrechtzuerhalten. Trump hat das politische Klima der USA in einer Weise vergiftet, wie selbst Pessimisten es nicht vorausgesehen hatten. An der weiteren Spaltung und Polarisierung führt kein Weg vorbei. Das wird Trumps Vermächtnis sein.

Was kann Joe Biden als Präsident tun, um die republikanisch gesinnten Amerikaner zu erreichen, die nach einem anderen Wertesystem leben?

Berg: Sehr wenig. Nach alten Maßstäben wäre Biden als ein Demokrat der Mitte eine Integrationsfigur gewesen. Aber es ist Trump gelungen, ihn als eine Marionette des angeblich linksextremen marxistischen Flügels der demokratischen Partei darzustellen. Ich glaube daher nicht, dass Biden eine Chance hat, ein großer Versöhner zu werden. Die USA sind eine Gesellschaft, die an ihren ökonomischen und ethnischen Konflikten zu zerbrechen droht. Das ist sehr zu bedauern, denn wir brauchen einen starken transatlantischen Partner.

Hoffen auf Biden

Amerikaner schockiert

Von unserem Redaktionsmitglied
Sebastian Raviol

Karlsruhe. Norman Harthill, 83, las am Mittwochabend am heimischen Rechner in Karlsruhe die Kapitol-Schlagzeilen, kurz darauf bekamen er und seine Frau Barbara eine Mail. Ihr Sohn aus den USA schrieb, er fürchte sich vor dem, was noch bevor steht. Bei den Unruhen starben laut Polizei vier Menschen. Die Stimmung aus Hass und Fassungslosigkeit konnten die Amerikaner, die in der Region Karlsruhe leben, nur aus der Ferne verfolgen. „Ich war fassungslos und hätte weinen können“, sagt Barbara Harthill. „Ich bin unendlich traurig. Wir erkennen das Land nicht wieder.“

Die 75-Jährige war mit ihrem Mann lange in den USA, seit 20 Jahren leben die frühere Uni-Dozentin und der ehemalige Geophysiker in Deutschland. Beide haben die US-Staatsbürgerschaft und das Leben in den Vereinigten Staaten nie ganz hinter sich gelassen. Da sind ihre dort lebende Tochter und ihr Sohn, 50 und 52, und da sind die „Democrats abroad“ – Zusammenschlüsse von Anhängern der Demokratischen Partei, die im Ausland leben. Bei einem Vortrag im September sprach einer von ihnen noch davon, dass Trump nicht friedlich gehen werde und Menschen so aufhetzen werde, dass es zu einem Eklat komme. „Da hat keiner gedacht, der Vortragende würde übertreiben“, sagt Barbara Harthill. „Auch wir haben das sehr ernst genommen. Wir wissen, wie furchtbar gespalten dieses Land ist.“



James Dymond
In Mannheim lebender Amerikaner

Beide sind politisch interessiert und auf dem Laufenden, was in den USA passiert. „Ich war schockiert, aber nicht überrascht“, sagt Norman Harthill. „Aber ich war überrascht, dass diese Leute schon seit ein paar Tagen in Washington sein konnten und niemand einschritt.“ Trumps Unterstützer, sagt er, seien für diese Aktion bereit gewesen und hätten nur auf den Aufruf des scheidenden US-Präsidenten gewartet. Und die Folgen? „Es gab im politischen Umgang ungeschriebene Gesetze – das ist jetzt erledigt.“

Barbara Harthill erwartet eine Besserung, sobald Joe Biden am 20. Januar die Staatsgeschäfte übernimmt. „Er ist so besonnen und hat ein gutes Team“, sagt sie. „Aber die tiefen Gräben werden so schnell nicht zugeschüttet werden.“ Und: „Ich habe immer noch Angst, was vor dem 20. Januar passieren könnte.“

In der Amtszeit von Donald Trump hat James Dymond (Foto: privat) so einige Diskussionen innerhalb seiner Familie führen und auch so manche Freundschaft abbrechen müssen. Der 41-Jährige arbeitet in Mannheim in einer Unternehmenskommunikation und lebt mittlerweile seit 20 Jahren in Deutschland. Was die Vorfälle von Mittwoch angeht, herrsche im Freundes- und Familienkreis unter Demokraten wie Republikanern dieses Mal Einigkeit: „Es wurde eine rote Linie überschritten.“

Dymond selbst zählt sich zu den Demokraten. „Ich wollte auf CNN schauen, was die Republikaner für ein Theater machen – und dann habe ich die Eskalation live im Fernsehen gesehen.“ Überrascht habe ihn das nicht, die Rhetorik von Trump und seinen Anhängern sei immer schärfer geworden. „Auch die Stimmung unter Familien und Freunden ist sehr angespannt“, sagt Dymond. „Die Leute sind sehr dünnhäutiger geworden.“ Wer eine Maske trägt, wer Football schaut – „irgendwie ist plötzlich alles politisch.“ Er verfolge, wie manche Trump-Anhänger die Ereignisse in den USA herunterspielen. „Man muss klar sagen, was das war: Ein Angriff auf die Demokratie.“ Trump selbst sei wie der Sturm auf das Kapitol eine Eskalation. „Ich hoffe, es passiert nie wieder“, sagt Dymond. Zwei-, dreimal pro Jahr besucht er die USA – wenn es die Corona-Pandemie zulässt, das nächste Mal im Mai. Bis dahin, hofft er, hat sich die Lage etwas beruhigt. Er glaubt aber nicht daran.

Aus dem Zentrum strahlt die Macht

Dass sich Washington und Karlsruhe architektonisch ähneln, ist alles andere als ein Zufall

Von unserem Redaktionsmitglied
Sibylle Kranich

Karlsruhe/Washington. Wenn Karlsruher gerade die Bilder des Kapitols in Washington sehen, dann müssten sich eigentlich Heimatgefühle regen. Der klassizistische Bau mit einem Turm in der Mitte, die absolut symmetrischen Gebäudeflügel rechts und links und davor die Zugangswege, die wie Strahlen auf das Zentrum der Macht hinweisen – das kommt dem Badener doch alles irgendwie bekannt vor. Natürlich ist das Kongressgebäude in seinen Dimensionen kaum mit dem Karlsruher Schloss zu vergleichen – aber in Amerika ist eben immer alles ein bisschen größer.

Jefferson brachte die Pläne mit in die USA

Dass Karlsruhe und Washington sich ähneln, ist jedenfalls kein Wunder. Und eigentlich auch kein Geheimnis. Aber dass die Fächerstadt mit ihrem markanten Grundriss und dem Schloss als Mittelpunkt so etwas wie die Ur-Mutter der amerikanischen Hauptstadt ist, rückt im Tumult der Ereignisse gerne mal aus dem Bewusstsein. Deshalb sei an dieser Stelle und aus aktuellem Anlass daran erinnert, dass Skizzen und Pläne der jungen Planstadt „Carlsruhe“ dem Stadtplaner Pierre Charles L'Enfant als Vorlage für den Entwurf zu seiner „Federal City“ dienten. Benannt nach dem ersten amerikanischen Präsidenten George Washington wurde diese im Jahr 1800 zur Hauptstadt der noch jungen Nation.



Hier läuft alles zusammen: Das Parlamentsgebäude in Washington thront in der Mitte eines Strahlenkranzes. Foto: United States Library of Congress



Mittelpunkt der Stadtanlage: Vom Turm des Karlsruher Schlosses aus hat der Herrscher alles im Blick. Foto: Tim Carnele

Kein geringerer als Thomas Jefferson hatte die Stadtpläne von „Carlsruhe“ im Gepäck, als er 1788 von seinem Europaufenthalt zurückkehrte. Damals war er noch kein Präsident, sondern vertrat als Gesandter die amerikanische Republik in Paris. Auf der Durchreise von Mannheim nach Straßburg legte Jefferson einen Stopp in der markgräflichen Residenz ein. In seinen Reisennotizen verteilte er viel Lob. Im Gasthof „Zum Erbprinzen“ habe er „gut und preiswert“ genächtigt, und das Schloss imponierte ihm so sehr, dass er Skizzen machte.

Viele Vorbilder für die Hauptstadt

Um der Wahrheit Ehre zu geben: Karlsruhe ist wahrscheinlich nur eine von vielen Patentanten der amerikanischen Hauptstadt. Jefferson hatte nämlich die Pläne von Frankfurt am Main, Amsterdam, Paris, Orléans, Montpellier, Turin und Mailand im Gepäck. Auch die sollte L'Enfant studieren und gegebenenfalls berücksichtigen. Deshalb drängt sich bei einem flüchtigen Blick auf die gesamte Stadtanlage die Ähnlichkeit mit der Fächerstadt nicht unmittelbar auf. Sie ist auch eher punktuell. Eindeutig ist aber, dass sowohl das Weiße Haus als auch das Kapitol eine Mitte bilden, auf die alles strahlenförmig zuläuft.

Diese Idee stammt übrigens direkt aus dem Barock, als der Monarch und sein Schloss noch der Nabel der Welt waren. Alle sollen ihn und seine Macht sehen. Irgendwie kein Wunder, dass Donald Trump da gar nicht fort mag.